

Edith Krispien

Morgen bin ich Millionär

Eine Erzählung

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag
Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2010

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte bei der Autorin: Edith Krispien

Satz: Heimdall DTP-Service, dtp-service@onlinehome.de

Coverbild: © Edith Krispien

ISBN: 978-3-939935-52-0

Wahre Auserwählte haben keine Wahl.

Stanislaw Jerzy Lec

Daß es zweckmäßig ist, Millionär zu werden, hatte mein Vater schon früh erkannt. Nicht einmal, weil ihm am Geld so viel gelegen war, sondern weil er es lästig fand, wenn man sich notwendige Dinge nicht kaufen konnte. Er hatte große Ideen zu verwirklichen, Forschungsprojekte, und so etwas kostete Geld. Am Ende, so erklärte er immer, winkt dem Beharrlichen jedoch die Überfülle, das Leben ohne Sorgen, ohne kleinliches Rechnen und selbstverständlich! – die Arbeit an noch größeren Plänen.

Das Leben mit einem solchen Menschen, der immer auf leichten Sohlen geht, in ständiger Vorfreude auf baldigen Reichtum, ist abwechslungsreich und reizvoll. Es bringt aber auch für die Familienmitglieder gewisse Spannungen mit sich, zumal wenn Zweifel in ihren Herzen nistet und sie die Siegesgewissheit des beflügelten Genies nicht teilen können. Meine Mutter zum Beispiel, deren letzte Bargeldreserve die Groschen im Nähkästchen waren, hat manche Nacht schlaflos durchgegrübelt, während mein Vater an ihrer Seite mit seligem Lächeln besseren Tagen entgegenschlief.

Die Schwester meines Vaters, Tante Hildegard, hatte einen zurückhaltenden Versuch gemacht, meine Mutter vor der Hochzeit zu warnen. Sie zeigte

ihr seine Stangentomatenzucht auf dem Zwischendach, die nur auf halsbrecherische Weise begossen werden konnte. Ebenso die Riesenkessel mit Teer und Sägespänen im Keller, woraus mein Vater Kohlenanzünder herstellen wollte, was sich wegen zu großer Rauchentwicklung nicht hatte durchführen lassen. Das Rezept muss wohl nicht ganz gestimmt haben. Doch meine Mutter hatte für alle diese Hinweise nur das liebevolle Nicken einer verständnisvollen Braut gehabt. Sie heiratete meinen Vater ohne zu zögern und wurde damit Mitglied der Familie Ferber, in die sie einen Hauch von Fremdheit mitbrachte, den sie niemals ganz verlor. Man sah ihr die schwedischen Vorfahren an. Sie war blond und groß und schlank, und ihre Gesichtszüge waren so klar umrissen, als sollten sie unveränderlich bleiben für alle Zeit. Ganz blau waren ihre Augen. Ihr Blick wurde lebendiger, wenn sie in die Ferne sah, so als hätte sie immer weite Ebenen vor Augen; in der Nähe dagegen wirkte sie verschlossen und scheinbar kühl, abwartend und ruhig.

Die Ferbers waren ganz andere Leute. Sie sprühten vor Temperament, sie aßen und tranken und lachten gern; sie erzählten viel und liebten folglich die Geselligkeit. Sie verbrüdeten sich leicht mit jedermann und folgten dem Motto »lieber drei lustige Bauern als ein trauriger Professor«.

Es gab nur einen in der Familie, der diese Tradition so übertrieb, dass es den andern zu bunt wurde, und der war mein Vater. Sein Aussehen zu jener Zeit kenne ich nur von Fotos. Er war mittelgroß, hager und drahtig, sein Mund immer lachend auf jedem Bild, seine Augen zu hell, als dass man eine Farbe darin hätte erkennen können.

Kurz nach der Hochzeit musste er eine kleine Reise unternehmen. Meine Mutter versprach, die Dachtomaten zu pflegen und ihn auch sonst aufs beste zu vertreten. Da sie zwar sehr graziös, aber keine Luftakrobatin war, begoss sie kurzerhand die Dachtomaten von unten mit dem Gartenschlauch. Ein vielstimmiges Geschrei von der andern Seite des Hauses war die Antwort, denn der Wasserstrahl war über die Tomaten hinweg in den offenen Wintergarten und in die Kaffeetassen der versammelten Familie geflossen. Meine Großmutter, die schimpfend und pudelnass um die Ecke kam, drehte so schnell sie konnte den Hahn ab und sagte dabei: »Selbst wenn er fort ist, stellt er noch Unsinn an!«

Meine Mutter bewegte diese sonderbaren Worte nur kurz in ihrem Herzen, denn an der Gartentür jenes denkwürdigen Hauses in Berlin-Zehlendorf klingelte ein halb verhungert aussehender junger Mann. Er fragte nach Herrn Ferber.

»Mein Mann ist verreist«, sagte meine Mutter mit dem stolzen Unterton der jungen Ehefrau.

»Macht nichts«, sagte der junge Mann hastig, »ich bringe nur die Rechnung für den Flammenengel. Über zwanzig Mark. Ich brauche das Geld nämlich sehr dringend, wissen Sie ...«

Meine Mutter glaubte ihm ohne weiteres, dass er Geld brauchte. Aber um der Wahrheit willen sagte sie: »Von einem Flammenengel weiß ich nichts.«

»Doch, doch! Hier, sehen Sie bitte!« Er zog eine verknitterte Zeitung aus der Tasche. »Da! Das wird die Werbeambe für die Kohlenanzünder, die Ihr Mann herstellt. Gut, nicht?«

Skeptisch betrachtete meine Mutter die wild blinkende Gestalt mit erhobener Fackel, wallendem Gewand und Entenflügel. »Wir machen die Kohlenanzünder aber gar nicht mehr«, erklärte sie.

»Da haben Sie auch recht«, sagt der junge Mann. »Das ist doch kein Geschäft. Aber die Zeichnung habe ich im Auftrag angefertigt, und die muss ich natürlich bezahlt bekommen.«

Meine Mutter zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken. Es war ja auch das erste Mal ...

In jenem Haus in Berlin-Zehlendorf wurde ich dann eines Tages geboren. Zur Zeit meiner Geburt verfügte mein äußerst tierliebender Vater nur über einen Hund und eine Katze. Das lag daran, dass

meine Großeltern (seine Eltern) mit dem Plan einer Schäferhundzucht nicht einverstanden waren, obwohl mein Vater ihnen klar vorgerechnet hatte, dass unabsehbare Reichtümer in verhältnismäßig kurzer Zeit die Folge sein würden. Sie blieben fest, und zwar deshalb, weil diese Tiere nicht nur fressen, sondern auch alle irgendwann einmal bellen müssen.

Ich wurde also als neues Zuchtobjekt der Kleinmenagerie einverleibt, und wir drei, Senta, Purzel und ich, sollen uns prächtig vertragen haben. Die Großprojekte meines Vaters aus jener Zeit wurden mir durch meine Mutter überliefert. Es handelte sich auch lediglich um eine Obstbaumschule, eine Zucht von Weinbergschnecken, die Konstruktion eines Rasenmähers und eine Art Insektenradio, ein Gerät, welches durch bestimmte Frequenzen während der Obstblüte besonders viele Insekten anlocken sollte. Diesem Plan hat meine Mutter von Anfang an in wissenschaftlichem Unverstand mit Fliegenfängern entgegengewirkt, und so konnte es eben nicht gelingen.

Ich muss dazu erklären, dass mein Vater Landwirtschaft studiert hatte und ein bisschen Tiermedizin, dieses Studium jedoch während des ersten Weltkriegs unterbrach, um an der Westfront Neues zu erleben. Eine Kugel, die seine linke Lunge zerfetzte, beendete zwar seine Laufbahn als akademischer

Landwirt, nicht aber die großen Forscherträume in seiner Brust.

Mein Großvater, Verleger von Fachzeitschriften, war der große Organisator der Familie. Im heutigen Sprachgebrauch könnte man sagen: Er hat die einzelnen Familienmitglieder sorgfältig programmiert; er hat ihre Möglichkeiten errechnet, ihre Kräfte eingeschätzt und ihre Laufbahn vorgezeichnet. Die Schwester meines Vaters wurde mit der Zeit Mutter von sechs Kindern und war somit als einzige dispensiert; meine Großmutter aber wurde zum Korrekturenlesen eingespannt, meine Mutter musste Gesangunterricht nehmen, und der Bruder meines Vaters, Onkel Heinz, fand sich als Inhaber einer Fotokopieranstalt wieder, womit mein Großvater einen enormen Weitblick verraten hatte. Nun galt es also, für den Ältesten ein neues Programm zu machen. Mein Großvater war zunächst der Ansicht, dass sein nunmehr schwer kriegsbeschädigter Sohn die Landwirtschaft endgültig an den Nagel hängen müsste, und er versuchte, ihn in seinem Verlag für Fachzeitschriften zu leichter Büroarbeit einzusetzen. Als jedoch das Büro schon nach wenigen Wochen mehr einem Treibhaus glich, wo allerlei sonderbare Schlingpflanzen die Wände hochzuklettern begannen, tat er das einzig Vernünftige: Er kaufte meinem Vater ein Grundstück, auf dem

er züchten und pflanzen konnte, was er wollte. Dieses Grundstück war dann auch das einzige, was von dem ganzen Familienbesitz übrig blieb. Es kam nicht nur die Inflation mit ihren katastrophalen Begleiterscheinungen, sondern mein Großvater wurde vollständig blind. Der Verlag ging pleite, die Fotokopieranstalt, alles. Stück für Stück wanderte aus dem Haus, und zum Schluss wurde das Haus selbst verkauft. Mein Großvater starb glücklicherweise kurz zuvor.

Im Jahre 1934 – ich war zehn Jahre alt, verzo- gen wir dann nach Britz, in eine Neusiedlung für Kriegsbeschädigte, die aus Zweifamiliendoppel- häusern und einem großen Garten zu jedem Haus bestand. Dazu konnte jeder, der wollte, billig noch weiteres Land dazupachten und bebauen. Von da an erinnere ich mich sehr genau – vor allem an den verklärten Blick meines Vaters, dem in jenen Tagen wieder alle seine großen Pläne einfielen.

Durch eine seltsame Lotterie wurden wir auf den Platz verwiesen, auf dem wir künftig leben sollten: Da die Häuser innerhalb der Siedlung alle gleich ge- baut waren, wurden sie an ihre künftigen Eigentü- mer verlost. Immerhin lagen sie sehr verschieden, die einen vorn an der Straße, die andern weit draußen an den Feldern. Mein Vater fand dieses Verfahren

sehr günstig, da sich sein Schicksal als Glückskind so am mühelosesten bestätigen konnte.

Die Verlosung fand bei schönem Frühlingswetter auf dem Schulhof der Siedlung statt, wo sich rund dreihundert Menschen versammelt hatten, die später einmal auf härteste Weise zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt werden sollten. Davon ahnten sie natürlich alle nichts, sie strahlten und lachten und freuten sich auf ihr neues Haus. Die meisten sahen sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal.

Jemand hielt eine kurze Rede. Ich erinnere mich, dass er immer wieder »Ruhe!« rief. Einmal auch meinetwegen, weil mich jemand von hinten an meinen Zöpfen gezogen hatte. Dann kündigte der Redner an, dass nun die Doppelhäuser verlost werden sollten, und dass sich die Leute vorher zu Hauspartnern zusammenfinden könnten. Das heißt, jeder sollte sich rasch seinen engsten Nachbarn aussuchen, denn die Lose lauteten immer auf ein Doppelhaus. Anschließend wurde unter den Wahlnachbarn ausgelost, wer die linke und wer die rechte Seite bekam. Für das Zusammenfinden der Nachbarn gab es fünfzehn Minuten Zeit.

Das war eine Stimmung! Die Leute, die eben noch so unbefangen heiter beieinander gestanden hatten, sahen sich nun mit gespannter Neugier ins Gesicht; sie bemühten sich, in einer Viertelstunde

den Nachbarn für das ganze Leben zu finden, eine Entscheidung zu treffen, die schwerwiegend und unwiderruflich war. Sie liefen durcheinander wie Hühner. Manche standen auch ganz still und versuchten die Vorsehung walten zu lassen.

Wie sich später herausstellte, wäre es für viele besser gewesen, wenn man ihnen diese Wahl nicht überlassen, sondern ebenfalls frei verlost hätte. Dann hätte wenigstens niemand sich oder seinem Ehepartner Vorwürfe machen können, dass es ihm in jenen Augenblicken an Scharfblick und Menschenkenntnis gefehlt hatte. So mancher ist da auf ein Lächeln hereingefallen, das ihm später eine Hölle einbrachte.

Wir Kinder krochen zwischen den Erwachsenen herum und schlossen auf unsere Weise Nachbarschaft. Wir glaubten, dass uns das ganze Theater nichts angehe, obwohl für viele von uns gerade in diesen Minuten ein Schicksal entschieden wurde: die spätere Ehe mit dem noch unbekanntem Nachbarkind, das spätere Glück oder Unglück. Aber wie sollten wir das wissen? Der Mensch würde wohl eher das Rollen der Erde durch den Weltraum vernennen, als das er einen Instinkt entwickelte für zukunftssträchtige Ereignisse.

Als ich mich nach meinem ersten Rundgang wieder bei meinen Eltern einfand, standen sie bei einem still und scheu wirkenden älteren Ehepaar.